

Marius Prévot

Noch einmal
PARIS

Roman



Um seinen letzten Roman zu Ende zu schreiben, zieht sich Jürgen T. Halberg für ein halbes Jahr in ein Apartment im historischen Marais von Paris zurück.

Dort begegnet er, nicht ganz zufällig, wie sich später zeigen soll, im Café *Les Deux Magots*, einer ehemaligen Studienkollegin.

Zudem gelingt es ihm nach Jahren vergeblicher Versuche, den ehemaligen Investmentbanker Jan DeVarel ausfindig zu machen und sich mit diesem zu treffen. Sie philosophieren über DeVarels Leben, seine Funktion und die weltweiten Aktivitäten der Vatikanbank, sowie die Vereinbarkeit seines Handelns mit der katholischen Glaubenslehre. Obwohl beide an dem Gespräch Gefallen finden und es zu einem späteren Zeitpunkt fortsetzen werden, endet das Treffen unvorhergesehen in einem heftigen Streit.

Um auf anderen Wegen mehr Erkenntnisse zu DeVarels weltweiten Machenschaften zu erlangen, reist Halberg im Vorfeld eines erneuten Gesprächs nach Hamburg doch haben die Ereignisse bereits eine tragische Wendung genommen...



Marius Prévot, geboren 1942, Autor und Wirtschaftswissenschaftler, lebt in Franken und auf einer Nordseeinsel. *Noch einmal Paris* (2021) ist nach den großen Erfolgen von *Ferne Tage in Franken* (2015), *Eine Straße in Franken* (2010), *Himbeerpalast* (2004) und *Riesenrad* (2002), sein fünfter Roman.

Marius Prévot
Noch einmal
Paris
Roman



1. Auflage 2021

© Christine Probst, Erlangen

Herausgeber: Kristina Probst Verlag

Autor: Marius Prévot

Umschlagmotiv: Wasserspeier an der Kathedrale

Notre Dame in Paris, iStock.com/Magdalena Kowalik

Bild im Textteil: Rue des Barres, Paris, Marais

nach einem Gemälde des Autors

Lektorat: Christian M.J. Niedermeier

Verlag & Druck: tredition GmbH, Halenreihe 40-44,
22359 Hamburg

ISBN Taschenbuch: 978-3-17769-7

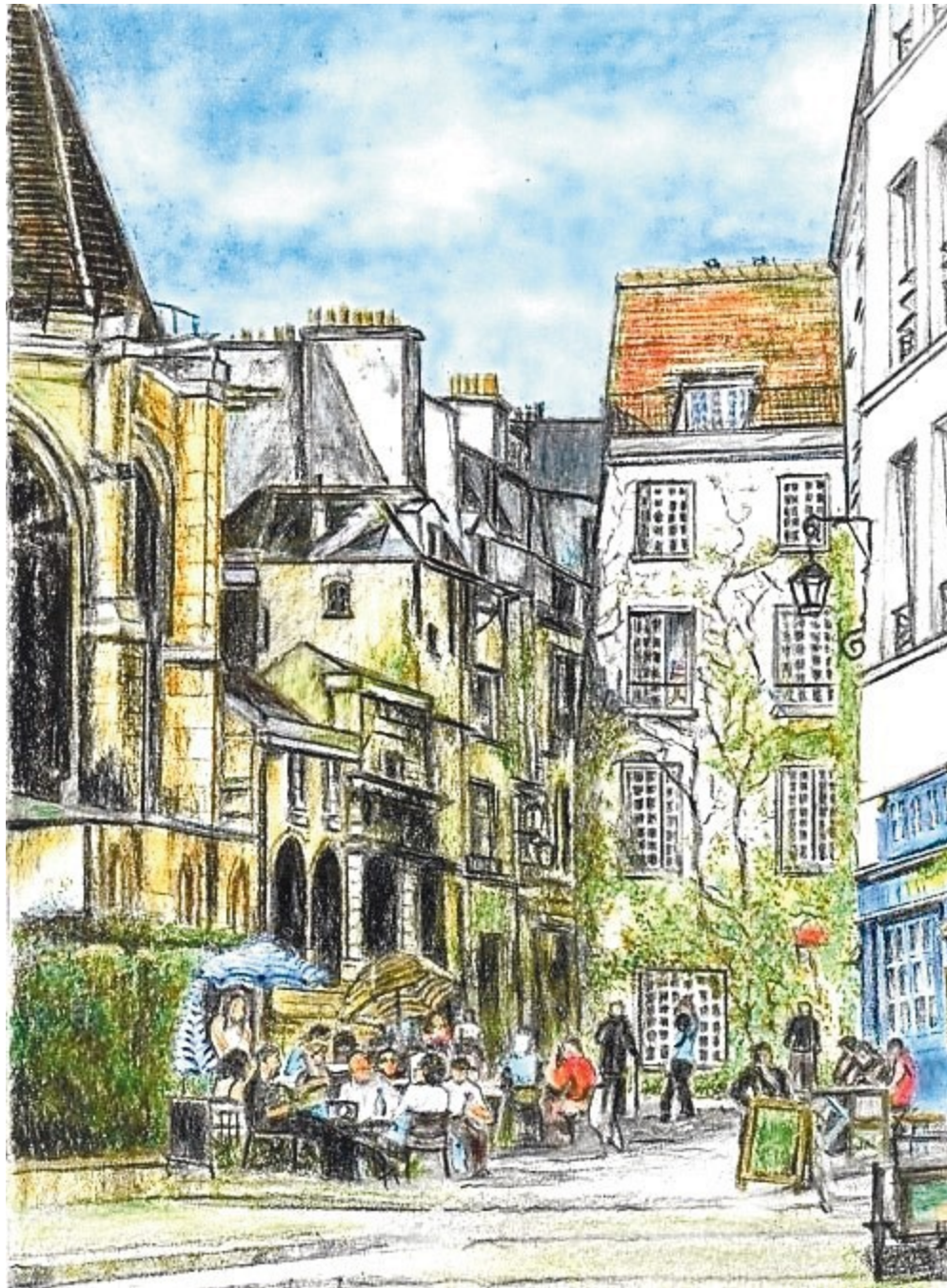
ISBN Hardcover: 978-3-17770-3

ISBN e-Book: 978-3-17771-0

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



»Je suis Dieux«, dit Faustroll, »Ha ha!«, dit Bosse-de-Nage, sans plus de commentaires.

»»Ich bin Gott«, sagte Faustroll. »HAHA«, sagte Backenbuckel und mehr sagte er dazu nicht.«

Zitat aus Alfred Jarry: *Gestes et opinions du docteur Faustroll, pataphysicien (1898)*

ES IST EIN VIELVERSPRECHENDER, sonniger Septembermorgen des Jahres 20.. als Jürgen Thaddäus Halberg, am Münchner Flughafen eine Maschine der Air France besteigt, um zurück nach Paris zu fliegen. Nicht weil er die Absicht hat dort ein paar vergnügliche, erlebnisreiche Tage zu verbringen, vielmehr um endlich etwas zu Ende zu bringen, was er einst in München begonnen und bereits ein halbes Jahr zuvor in Paris fortgeführt hatte. Sein Alter, weit jenseits der Sechzig und sein inzwischen angegriffener Gesundheitszustand drängen ihn sich zu entscheiden, die Arbeit an seinem letzten Roman, wie er ihn selbst definiert, entweder unvollendet abzubereiten oder ihn in einem letzten großen Aufbäumen geistiger und körperlicher Anstrengung zu vollenden.

Dass er gerade jetzt nach Paris zurückzukehren muss, hat auch noch einen weiteren Grund. Bereits zwei Jahre zuvor hat er versucht Kontakt zu einem bekannten Investmentbanker aufzunehmen, wobei nie klar war, ob er ihn in Deutschland, Italien oder in den Niederlanden treffen würde. Am wenigsten hat er mit Frankreich und schon gar nicht in Paris damit gerechnet, da diese Stadt nicht unbedingt zu den bedeutendsten Finanzmetropolen zählt. Die Möglichkeit, die sich jetzt für ihn auftut, betrachtet er als glückliche Fügung des Schicksals, die es nicht wegzuwerfen gilt, zumal diese neue Entwicklung in ihm ein derart lebhaftes Verlangen, vielleicht das letzte nach der Ferne, in ihm auslöst. Dass sich noch ein weiterer sonderbarer Umstand dazugesellt, soll die Dringlichkeit seiner Rückreise unterstreichen, wenngleich für ihn zunächst rätselhaft blieb, wie und über welche Informationskanäle bekannt geworden war, dass er sein Zuhause für einige Monate wieder in Paris aufschlagen würde.

Bereits während des Schreibens früherer Romane war er auf unerwartete Zufälle angewiesen, die ihm beim Fortgang der Handlung halfen und seine

Arbeit beschleunigten. Auch diesmal hat er nur eine vage Vorstellung, wie er seine Geschichte gestalten könne, da das Ende wie so oft zunächst völlig offenbleibt. Er hatte sich genügend Zeit genommen, um sein Werk im selbstgewählten Exil in Paris weiterzuführen und nun auch zu vollenden. Dennoch war er sich im Klaren, dass es kein Paris-Roman werden soll und dies auch gar nicht werden kann.

Denn dazu müsste er sich von dieser Stadt erst einmal lösen, und weit weg von ihr sein. Es ist einfacher aus einem Gefühl des Mangels und der Abwesenheit heraus über eine Stadt zu schreiben, wenn man zuvor dort aufgewachsen war. Gerade die ersten Jahre unseres Lebens sind es, die unsere Vorstellungswelt prägen, nicht jene des Erwachsenenalters. Bevor Paris in seiner Vorstellungswelt real wurde vergingen achtzehn Jahre, in denen er die Stadt, abgesehen von einigen Kurzbesuchen, nur aus der Literatur kennenlernen, weniger tatsächlich erleben konnte. Balzac, Baudelaire, Hugo, Gide und Proust begleiteten ihn auf der Suche nach der verlorenen Zeit und er ist noch immer dabei sie zu finden.

Sicherlich bin ich auch jetzt noch ein Tourist in dieser Stadt und werde es auch in den wenigen Monaten bleiben, in denen ich hier arbeite, ist er überzeugt. Denn nie ist es ihm in den Sinn gekommen, imaginäre Erzählungen über eine Stadt, in der er aufgewachsen war, oder einstmals gewohnt hat, spielen zu lassen. Er erlebte sie viele Jahrzehnte später allein aus der Erinnerung und im räumlichen Abstand, bevor er sich wieder dorthin begab und Vergleiche zum Heute zog. Alles, worüber er schrieb, musste aus dem Gedächtnis kommen und war Teil des Erlebten. Auch jede kulturelle Bezugnahme musste etwas sein, was er in sich trug, ein Teil seiner Selbst und stets im Kontext mit der jetzigen Situation, den Menschen und ihrer Sprache, den sozialen Verhältnissen, der kulturellen Entwicklung, von der sie umgeben sind. Inzwischen hat es sich verändert. Heute braucht er seine Bücher zum Nachschlagen. Sie begleiten ihn, wenn er woanders arbeitet, sei es auf seiner Nordseeinsel oder in München, wo er viele seiner Bücher aufbewahrt oder wie hier in Paris, wo inzwischen seine Keybooks immer griffbereit neben seinem Schreibtisch liegen. Bücher, die er glaubt während seiner Arbeit um sich haben zu müssen, auch wenn er sie nicht

unbedingt benötigt. Sie geben ihm Sicherheit, eine Art inneren Raum, abgeschottet, um, wie er glaubt, überzeugend schreiben zu können, egal wo er ist.

Vielleicht lasse ich mich deshalb von Paris einschüchtern, von dem Bild, das ich über viele Jahre und Besuche dieser Stadt gewonnen habe, weil ich es nie wirklich verinnerlichen konnte, überlegt er. Und doch habe ich kurz nach meiner Ankunft gespürt, dass man sich, sobald man die Stadt betritt, um dort für einen längeren Zeitraum zu verweilen und in aller anonymen Abgeschlossenheit zu arbeiten, sofort heimisch fühlen kann. Was ich benötige ist ein unsichtbarer, anonymer Punkt, an dem ich schreibe, ist er überzeugt. Und Zufälle, die sich in den vergangenen Jahren regelmäßig eingestellt haben, wenn er an einem Thema arbeitete und die ihn im entscheidenden Stadium eines Romans inspirierten und weiterführten.

*

Hannah Decius, eine zierliche und zurückhaltende freundliche Dame in den besten Jahren, hatte er einige Jahre zuvor in Krakau anlässlich einer Studienreise kennengelernt. Sie ist Musiklehrerin und Pianistin, deren langes, einstmals schwarzes Haar als festgezurrter grauer Knoten auf dem Hinterkopf in ihm anfangs den nichtzutreffenden Eindruck einer strengen Gouvernante hervorrief. Unterstützt wurde dieser Eindruck noch durch ihre Vorliebe für eine hochgeschlossene, schlichte, graue Kleidung, die ihren schlanken Körper nonnenhaft umhüllte. Aber dies war nur rein äußerlich. Bald hatte er Hannah als feinsinnige, intelligente und aufgeschlossene Dame kennengelernt und ist ihr seitdem sehr zugetan. Sie half ihm ein Appartement in der Rue des Barres im Marais zu finden, in der zweiten Etage eines zurückgesetzten romantischen Seitenflügels eines größeren Wohngebäudes, efeubewachsen und nicht völlig von der Außenwelt abgeschieden. Auf der Straße, die eigentlich nur eine Gasse ist, sollte ihn vor dem Gebäude ein kleines Café in romantischer Umgebung und auf einer kleinen, erhöht gelegenen Terrasse zum Verweilen und Entspannen verführen. Vielleicht könnte durch diese intime Stätte Paris doch noch zu

einer Stadt seines inneren Lebens werden, wenn es ihm gelingt durch seine literarische Arbeit einen Jugendtraum zu verwirklichen. Vielversprechend lächelnd meinte Hannah Decius nur: »pokochasz w paryzu«, es wird Dir in Paris gefallen, als sie ihn damals am Hauptbahnhof in Krakau verabschiedete. Das war vor einigen Jahren, nachdem er bei ihr zehn Tage zu Gast gewesen war und mit ihr zusammen wundervolle und lehrreiche Tage verlebt hatte. Er erinnert sich noch gerne an jene ungewöhnlich heißen Frühsommertage in den Pfingstferien, als sie ihm stolz ihre wunderschöne, alte Stadt zeigte, in der sie seit ihrer Jugendzeit lebt; der Wawel, dumpf, in mystisches Dunkel getaucht, unheimlich, so hat er das Innere dieses imposanten Gotteshauses damals empfunden, die Türme mit den mächtigen Glocken im Gebälk, die ihn befremdende tiefe Gläubigkeit der polnischen Katholiken. Er durfte Hannah am Abend in das berühmte Café Ariel im Stadtteil Kazimierz begleiten, wo sie sich bei Klezmer, Musik und koscheren Speisen mit ihren Musikerfreunden von den Symphonikern trafen. Auch wenn er kein einziges polnisches Wort verstand, so genoss er doch die heimelige Atmosphäre und die mitunter fröhliche Unbeschwertheit der Menschen, die er damals als eine Trotzreaktion auf deren regimekritische Einstellung empfand. Wären sie in Warschau gewesen hätte er gehofft, dass ihn das Schicksal doch noch mit Leni, seiner alten Jugendliebe, zusammenführt, um im letzten Lebensabschnitt ihrer sehr unterschiedliche Vergangenheit in zwei so gegensätzlichen gesellschaftspolitischen Systemen zu diskutieren. Leider ergab sich keine Gelegenheit, damals noch nicht. Hannah zeigte ihm die Bibliothek der altherwürdigen 1364 vom polnischen König Kasimir dem Großen gegründeten Jagiellonen-Universität, an der sie einst ein Musikstudium absolvierte. Sie versprachen in Kontakt zu bleiben, einander Briefe zu schreiben und sich in Paris wiederzutreffen. Sie war es auch, die ihm in einem ihrer letzten Briefe, als er sich endlich entschlossen hatte wieder einige Monate in Paris zu leben, noch einmal wärmstens an das Appartement bei Arlette Marceau im Marais erinnerte.

Das Appartement liegt im zweiten Stockwerk eines alten im Jahr 1327 im Auftrag der Abtei von den Damen Maubuisson in der Nähe von Pontoise

gebauten mittelalterlichen Fachwerkhauses in der Rue des Barres, einer kleinen, kaum 130 Meter langen Gasse in der historischen Gegend des Marais, die ihren Namen den alten, zum Templerorden gehörenden Wassermühlen an der Seine, verdankt. Ab 1672 besaßen die Töchter von St-Gervais Cross diesen Ort, bis das Gebäude 1972 von der Stadt Paris gekauft und saniert wurde.

Hannah Decius hatte ihm vor seiner Abreise in Krakau nicht zu viel versprochen. Die Lage und die Umgebung stellt sich bereits bei seinem ersten Eindruck als äußerst reizvoll heraus: Ein altherwürdiges geschichtsträchtiges Gebäude in romantischer Lage, und vor allem in unmittelbarer Nähe zur Seine, mit direktem Blick auf die gegenüberliegenden Île de la Cité mit der alles dominierenden Kathedrale Notre Dame, und der Sainte Chapelle im hochgotischen Stil mit ihren großartigen Buntglasfenstern. Und gleich nebenan, nur durch die schmale Gasse getrennt und unmittelbar hinter dem am Seineufer gelegenen Hôtel de Ville, dem prächtigen Rathaus aus dem 19. Jahrhundert, die hochaufragende gotische Pfarrkirche St-Gervais, genauer: Saint-Gervais-Saint-Protais. Wenn man wie er, zumindest für einige Monate das Glück hat in ihrer unmittelbaren Nähe zu wohnen, kann man das Privileg genießen, einiges aus den umfangreichen Tondichtungen von Louis und Francois Couperin, zu erleben, einer Musikerfamilie, die das Organistenamt von 1653 bis 1827 dort innehatte.

Jürgen Halberg war glücklich, dass er sein Versprechen wahr machen konnte und er ihr in Paris wieder begegnen würde. Hannah wusste ja, wo er sich nun niedergelassen hat, und er hofft, sie würde ihm bald folgen. Inzwischen hatte er sich kundig gemacht, dass bereits im 13. Jahrhundert Angehörige des Templerordens das ehemalige, außerhalb der Stadtmauern von Paris gelegenen Sumpfgebiete trockengelegt hatten. Später wurde der Marais in die Stadtmauer von Paris einbezogen, es entstanden die Stadtpaläste des Adels, die *Hotels particuliers*, die von den Modernisierungsbestrebungen des Barons Haussmann im 19. Jahrhundert verschont blieben, wodurch die ältesten und prachtvollsten Bauten noch heute neben den alten windschiefen Häusern der Handwerker, die hohen

Mietshäuser neben Ordensniederlassungen der Tempelritter überlebt haben. Was ihn sofort nach seinen ersten Erkundungen des Marais erstaunte war das allgegenwärtige jüdische Leben, die Begegnung mit orthodoxen Juden in ihrer typischen Tracht und den Stirnlocken, die kleinen Läden wie in alten Zeiten, die Gaststätten und Cafés mit ihren koscheren Speisen, und die heimeligen Gassen mit jüdischen Händlern. Eine Zeitreise und doch auch wieder erstandenes Abbild jüdischen Lebens und ihrer Kultur, wie er es sich in seiner Vaterstadt vor der Machtergreifung 1939 durch den Nationalsozialismus, allerdings nur aus Büchern, aus Museen und von Erzählungen der letzten noch lebenden Zeitzeugen vorstellt. Jetzt versteht er auch die kulturelle Verbindung zwischen dem Marais, dem jüdischen Viertel Kazimirs in Krakau und Fürth, wo er herkommt und weshalb Hannah ihm über Jahre hinweg in ihren Briefen stets an diesen mythischen Ort erinnerte.

II

FÜR EINEN VOM ERFOLG früherer Jahre verwöhnten Menschen zeichnete sich im Rückblick seiner Romanaufzeichnungen eine ganz entscheidende Veränderung seines Lebens bereits im Juni 1991 ab. Nicht dass an jenem heißen, wolkenlosen Sommertag ein großer Schwarm schwarzer, angriffslustig herabstürzender Hitchcockscher Vögel den Himmel plötzlich verdunkelte oder eine schwarze Katze von der richtigen, oder je nachdem, wie man es sehen mag, von der falschen Seite seinen Kiesweg zu jenem oberbayerischen Landgasthof an der Isar gekreuzt hätte. Eine Gruppe von Clubfreunden, alles gestandene Männer aus den verschiedensten Berufsgruppen traf sich am späten Nachmittag, um eine jährlich wiederkehrende Zeremonie zu feiern. Und sie veranstalteten Spiele, die sie vielleicht an die Kindergartenzeit ihres Nachwuchses erinnern. Von manchen Mitgliedern konkurrierender Clubs, die sich wegen ihrer herausragenden, eher abgehobenen gesellschaftlichen Stellung nicht als solche betrachten mögen, werden sie wegen ihres pseudoelitären Anspruchs eher belächelt, obwohl sie sich gleichermaßen als IHK-Fraktion (Fraktion der Industrie- und Handelskammer) betrachten, mit angegliederten Freiberuflern wie Anwälten, Ärzten und manch international bekanntem Künstler. Aber nicht nur deshalb. Vielleicht liegt es daran, dass bei den meisten dieser Menschen die Erwartung von Rang nicht blindlings, aber unabhängig von Erfolg oder Nichterfolg besteht, denn sie selbst setzen die Maßstäbe. Diese kennzeichnen sie untrüglich als ihre Leistungen, die Außenstehende in den meisten Fällen ohnehin nicht beurteilen können. Ihr Rang reflektiert ihre Leistung. Sie sind auch nicht immer freundlich, wenn jemand sich unter seinem Rang verhält. Selbstzweifel, die ihnen vorgetragen werden, betrachten sie ernsthaft, doch fallen sie nicht auf Selbstbezüglichung herein, sobald sie nicht mit übertriebener

Selbstdarstellung überrannt werden, ihre Erwartungen herabsetzen und gnädig werden in einer Art, die alles eine Nummer zu klein nimmt, aber auch alles. Sie nennen ihr Treffen *Sylvester*, auch wenn an diesem Tag die Sonne ihrem Höchststand zustrebt. Man ist ausgelassen, leidet unter der schwülen Sommerhitze und entledigt sich in angemessener Weise eines Teils seiner Oberbekleidung. Damen dürfen bei dieser Feier ausnahmsweise dabei sein, fallen mit ihren leichten bunten Kleidern ungezwungen damenbündelnd parlierend und meinungsbildend als verführerisch aufgeregte Schmetterlinge auf und bilden die Glanzpunkte der Zusammenkunft. Die Stimmung scheint sommerlich unbeschwert, und man findet sich großartig. Nichts was das Geschehen trüben könnte. Indes liegt erwartungsvolle Spannung in der Luft. An jenem Nachmittag von historischer Bedeutung soll im Bonner Wasserwerk über den zukünftigen Regierungssitz Deutschlands entschieden werden.

Die Herren hatten bereits nach der Entscheidung für Berlin als Hauptstadt Wegweisendes zu besprechen: Weitsichtige kommentieren euphorisch das noch nicht vorliegende Ergebnis des Hauptstadtbeschlusses, beginnen die Folgen auszuloten und in Gedanken die Weltpolitik mit ihren unmittelbaren Auswirkungen für sich persönlich und ihre Geschäfte neu zu ordnen.

Bereits seit der Wiedervereinigung am 3. Oktober 1990 zeichneten sich epochale Veränderungen ab und kündigten den Aufbruch gen Osten an, mit der Rückholung dessen, was einstmals deutschen Familien gehörte. Anwälte und Steuerexperten bereiteten gedanklich die rechtliche Übernahme bedeutender Ländereien samt dazu gehörendem Grundbesitz vor, EU-Subventionen in großem Stil, entsprechend der enormen wirtschaftlichen Bedeutung werden für große Landgüter in Mecklenburg und Vorpommern ausgelotet, die Übernahme von Fabriken, die einst ihren Familien gehörten, ebenso die Neuansiedlungen von Industrie- und Handelskonzernen, um den Wiederaufbau maroder Städte zu beflügeln. Der verblichene Charme des Sozialismus sollte so schnell wie möglich der Vergangenheit angehören, Plattenbauten und die stinkenden Trabis, die sogenannten *Leukoplastbomber*, für immer verschwinden. Man erinnerte

sich wieder an Joseph Alois Schumpeters Theorie der kreativen Zerstörung als Voraussetzung einer prosperierenden kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Im Osten war der Weg nun endlich geebnet für erfolgsorientierte Unternehmer, denn die Treuhand wickelte zügig in großem Stil ab, organisierte den Ausverkauf ganzer Regionen, um Platz für Neues zu schaffen. Es ist der Beginn eines verhaltenen Erfolgsrausches. Die ungezügelte Aufbauphase der 50er Jahre in der alten Bundesrepublik soll sich nun auch in den sogenannten neuen Bundesländern wiederholen und die von Bundeskanzler Helmut Kohl vollmundig versprochenen blühenden Landschaften, die Menschen in Begeisterungstürme versetzen. Man ging sogar so weit, die russische Enklave Kaliningrad, das ehemalige deutsche Königsberg in die Überlegungen einzubeziehen. Nur ganz so schnell konnte es bei der deutschen Gründlichkeit nicht gehen – und schon gar nicht war die verordnete Medizin ohne Risiken und Nebenwirkungen zu verabreichen. Darauf hatte keiner hingewiesen, auch wenn man es erahnte. Jeder behielt die Bedenken für sich und in kleinen Zirkeln wurde darüber debattiert, in den Planungsstäben der Architekturbüros und Projektentwickler wurde emsig daran gearbeitet, wie man für sich oder für das Unternehmen hieraus am meisten Kapital schlagen kann. Viele der einfallsreichen und agilen Jungpolitiker und Gestalter des neuen Ostens verschwanden bald wieder, denn wer zu lange überlegte und zu langsam war, der hatte schon verloren.

Mit der Wiedervereinigung der beiden, sich nach dem Zweiten Weltkrieg so unterschiedlich entwickelten Deutschen Staaten, und mit der Entscheidung, von welcher Hauptstadt das zukünftige vereinte Deutschland regiert werden soll, sollte sich auch Jürgen Halbergs Leben verändern. Die Abstimmung im Deutschen Bundestag erfolgte genau an dem Tag, an dem er mit seinen Freunden den Gründungstag des Clubs feierte, am 20. Juni 1991. Auf dem Parkplatz des Landgasthofes an der Isar verfolgten seine Freunde und er, dicht gedrängt und mit gesenkten Köpfen, dem einzigen Autoradio zugewandt, die Übertragung der Abstimmung im Bonner Wasserwerk. Welch eine euphorische Stimmung, als die Wahl des zukünftigen Regierungssitzes nach einer 600 Minuten dauernder Debatte

endlich auf Berlin fällt; wie man ihn spontan umarmte und ihm gratulierte, ihn feierte, ihn, jenen Jürgen Thaddäus Halberg, der alles längst vorausgesehen hatte, wie man unterstellte, dass seine Geschäfte in Zukunft richtig brummen würden! Welche Gewinnsteigerungen sich ergäben, bei jenen, die, in weiser Voraussicht, seinem Rat frühzeitig gefolgt waren und bereits vor Jahren in Berlin-West investiert hatten, selbst als die wenigsten noch an eine Wiedervereinigung beider deutscher Staaten in absehbarer Zeit glauben wollten. Die Euphorie bei den Freunden war ungebremst, aber nicht bei ihm. Er konnte sich im Glanz der politischen Ereignisse und den daraus folgenden Erwartungen sonnen und doch kannte er die Fallstricke, vor allem die von gefährlichen, zerstörerischen Untiefen geprägten Eigenheiten des Berliner Immobilienmarktes und der Finanzierungs-Institute; ein Hauen und Stechen, ein Tricksen und Schummeln, ein Verzögern von Baugenehmigungen durch neidische Beamte bei den Berliner Behörden, ein ständiges Gegen-die-Wand-laufen-lassen, stets mit offenen Händen, egal wo man hinschaute oder mit wem man es zu tun hatte. Woher rührte diese offen zur Schau getragene Aversion, fragte er sich anfangs. Waren es die unterstellten, mehr gefühlten als tatsächlich vorhandenen sozialen Unterschiede, weil diese ›Wessis‹ mit ihren dicken Brieftaschen sich in Berlin einkaufen konnten und sich die Bewohner dieser vom kapitalistischen Westen ausgehaltenen Insel gedemütigt fühlten? Wer lässt sich schon demütigen, auch wenn er dafür bezahlt wird (ohne sich dessen bewusst zu sein)? Hatten sie Angst ihren Freiraum oder bisherige Annehmlichkeiten zu verlieren? Plötzlich war Eigeninitiative gefragt, ohne zu wissen, was das ist, von jenen, die jahrzehntelang aus dem goldenen Westen nach Berlin-West geströmt waren, um sich vor dem Dienst in der Bundeswehr zu drücken, jene Autonomem, die sich außerparlamentarisch fühlten und nach Lust und Laune randalieren konnten, am 1. Mai mit ihren Genossen für sich die Freiheit in Anspruch nahmen mit Molotowcocktails bürgerkriegsähnliche Zustände gegen das herrschende gesellschaftliche und wirtschaftliche System zu inszenieren. Zustände, die bis in unsere Tage und nicht nur in Berlin, auch in Hamburg Tradition haben. Da wurden Rituale gepflegt, eine im Grunde genommen laute, militante und doch sprachlose

Gewalt, lustvoll ohne erkennbares Ziel, ohne wirkliche Politisierung. Man muss es zumindest einmal gesehen haben, mittendrin gewesen sein, zwischen den Barrikaden aus umgestürzten, brennenden Autos, hinter denen sich die verummte Aggression stark fühlt. Man muss diesen fundamentalen System-Widerspruch und den sich daraus entwickelnden Irrsinn erlebt haben, um sich über jenes Verhalten zu wundern, wie später der unfreie und geknechtete Teil unseres Volkes die Mauer einreißt, um mit ungezügelter Begeisterung in dieses vermeintlich so verhasste, kapitalistische System zu strömen, ohne die Herausforderungen auch nur zu erahnen, die auf sie zukommen werden. Aber ist es nicht eine unserer besten menschlichen Eigenschaften, sich freudig auf den Zauber des Neuen, noch unbekanntem mit einer kindlichen Naivität einzulassen, die uns hilft, das Leben zu meistern? Oder war diese offensichtlich provozierte, gesellschaftliche Spaltung nur eine Generationenfrage? Vielleicht.

Nur wer ständig seinen Anwalt im Schlepptau mit sich führte, konnte, wenn überhaupt, finanziell einigermaßen unbeschadet überleben. Die überwiegende Zahl seiner Clubfreunde konnte sich von dieser Stadt keine Vorstellung machen: die Künstler, Bildhauer, Maler, Musiker, jene der Ärztegilde. Andere wussten um die Eigenart dieses Geschäftes, aber sie äußerten sich nicht: die so genannte IHK (Industrie- und Handelskammer) - Fraktion, die Banker, die Geschäftsführer von Baufirmen, aber auch deren Vasallen, die Anwälte. Sie schwiegen. Erst mit der Zeit stellte sich heraus, dass viele von ihnen mit ähnlichen Problemen kämpften.